

bewundernswerte Zusammenstellung, die auf jahrzehntelangen Vorarbeiten beruht, beeindruckt der medien- und kommunikationshistorische Beitrag, der auf gut 60 Seiten vorangestellt ist und sich mit der bisher kaum behandelten politischen Öffentlichkeitsarbeit um den Reichskanzler beschäftigt. Gehören Selbstinszenierung und die Gestaltung des eigenen Bildes in Presse und Medien heute selbstverständlich zum Kern politischer Public Relations, führt Walter Mühlhausen in die Frühzeit dieser Entwicklung zurück.

Der unpräzise, kleingewachsene und zunächst wenig bekannte Parlamentarier Friedrich Ebert trat 1919 ein äußerst schwieriges Amt an der Spitze der Weimarer Republik an, die als unglückliches Ergebnis der Weltkriegsniederlage in der Bevölkerung wenig beliebt war. Neben den vielen drängenden Aufgaben zur Sicherung des zunächst fragilen Staatsgebildes mussten die politischen Entscheidungsträger versuchen, die Öffentlichkeit für die neue demokratische Staatsordnung zu gewinnen – ein denkbar schwieriges Unterfangen. Entsprechend zögerlich und zurückhaltend verhielten sich Ebert und sein Präsidialbüro, wenn es darum ging, eine neue demokratische Bildsprache als Gegenbild zur medial noch stark verankerten und prunkvollen Hohenzollern-Monarchie zu finden. Schnell zeigte sich zudem, dass opportunistische Pressevertreter und rechte Gegner der Republik verleumderische Bildpropaganda betrieben, um die Sensationslust des Publikums zu bedienen bzw. die demokratischen Protagonisten zu diskreditieren: Dies wird am Beispiel des berühmten „Badehosenbildes“ vom August 1919 gezeigt, das gerade bei Ebert die Furcht nährte, in einer wenig vorteilhaften Situation abgelichtet zu werden und deshalb zu größter Zurückhaltung führte.

Umso offensiver und geschickter, so weiß man nicht erst seit Wolfram Pytas epochaler Hindenburg-Biographie, bedienten sich die Repräsentanten des alten Systems der politischen Bildpropaganda. Dagegen wirkte Ebert auf offiziellen Bildern zumeist bieder, ernst und angespannt, er soll staatstragend wirken und bleibt doch gerade deshalb unnahbar. Zudem muss Ebert wohl gespürt haben, dass die Bildauswahl nicht nur durch die rechte Presse häufig unglücklich ausfiel und deshalb oft das Gegenteil des Intendierten erreicht wurde, obwohl man sich nach Kräften bemühte, den ersten Mann im Staate als bescheiden, korrekt und würdig zu präsentieren. Vor diesem Hintergrund ist es auch verständlich, dass man sich zum Schutz der Familie und von Eberts Ehefrau Louise entschied, den Präsidenten nicht im gelösten, privaten Umfeld zu zeigen. Erst später wurden Aufnahmen aus dem privaten Umfeld von Spitzenpolitikern zur Imagebildung nutzbar.

Die aufmerksame Leserschaft wird es beschäftigen, die Belastungen, die sich aus den zahlreichen, immer maßloseren Diffamierungskampagnen ergaben, bildlich sehen zu können: Die letzten Aufnahmen Friedrich Eberts, der sich stets um eine bürgerlich-zivile und würdige Repräsentation bemüht hatte, zeigen einen kranken Mann, der an der Last des undankbaren Amtes leidet und dessen körperlicher Verfall nicht mehr zu verbergen ist – darin liegt eine besondere Tragik, und es zeigt sich die politische Macht des Bildes. Uwe Fliegau

Major Josef „Sepp“ Gangl. Ein Ludwigsburger Soldat im Widerstand, hg. von der Militärgeschichtlichen Gesellschaft Ludwigsburg (MGLB) e.V. Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur 2020. 292 S. mit 130 z.T. farb. Abb. ISBN 978-3-95505-236-2. € 29,80

Die Militärgeschichtliche Gesellschaft Ludwigsburg hat dem Artillerieoffizier Josef Gangl (1910–1945) ein literarisches Denkmal gesetzt. Der mit hohem Aufwand produzierte Band hat bibliophilen Charakter – ein schönes Buch. Gangl stellte sich am Ende des Krieges

dem Blutausch des nationalsozialistischen Regimes gegen die eigene Bevölkerung entgegen. Er nahm nicht nur Kontakt zur lokalen Widerstandsbewegung in Wörgl im Inntal auf, sondern trat entschlossen mit den amerikanischen Streitkräften in Verbindung, um eine geordnete Übergabe sicherzustellen.

Der Band mutet wie eine Illustration der jüngst von Sönke Neitzel veröffentlichten Thesen zur deutschen Militärgeschichte (*Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte*, Berlin 2020) an. Handwerkliche Professionalität, persönliche Tapferkeit, Kameradschaft und Fürsorge für die ihm anvertrauten Männer waren Voraussetzung eines erfolgreichen Truppenoffiziers. Seine Autorität beruhte weniger auf dem Amt als auf dem Vertrauen seiner Soldaten. Wie ein unterstellter Offizier am 28. April 1945 über Gangl notierte: „Er war Kamerad, Freund, Vorgesetzter und Vater für uns!“ (S.262). Mit dem Beschluss „Es wird kein Mann mehr geopfert!“ (S.257) entschied sich Gangl bereits Wochen vor der Kapitulation mutig für die Kameradschaft und gegen den militärischen Gehorsam.

Die Wehrmacht verdankte diesem aus dem Unteroffizierkorps der Reichswehr stammenden Typus des Berufsoffiziers einen Gutteil ihrer anfänglichen Erfolge und ihre Fähigkeit, lange gegen einen überlegenen Gegner durchzuhalten. Der wachsende Verzehr dieser Truppenoffiziere in den Abnutzungsschlachten seit der Niederlage von Stalingrad Anfang 1943 beschleunigte die De-Professionalisierung des Offizierkorps und den Niedergang der Wehrmacht. Hätte Gangl das Kriegsende überlebt, hätte er vielleicht als Bataillonskommandeur den Weg in die Bundeswehr gefunden. Seine Witwe und Mutter zweier Kinder stieß mit ihren Entschädigungsbemühungen auf wenig Entgegenkommen in der bundesdeutschen Verwaltung. Ihr gefallener Mann wird dagegen in Wörgl bis heute als Angehöriger des österreichischen Widerstands geehrt.

In seinen im Band abgedruckten persönlichen Aufzeichnungen vom August 1945 schildert ein unterstellter Offizier die dortigen Ereignisse Ende April 1945. Gangl hatte sich mit der örtlichen Widerstandsbewegung verständigt, die sinnlose Verteidigung des Städtchens im Zweifel gewaltsam verhindern. Er unterstellte sich faktisch deren zivilem Anführer – der Primat der Politik war dem apolitischen Soldaten offenbar selbstverständlich. Im nahegelegenen Schloss Itter hatten die Nationalsozialisten die ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Edouard Daladier und Paul Reynaud, die Generale Maurice Gamelin, bis 1940 Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, und Maxime Weygand, dessen Nachfolger, sowie weitere prominente Gefangene festgesetzt. Sie hätten mit ihrer Ermordung rechnen müssen, wenn Gangl sie nicht gemeinsam mit einigen amerikanischen Soldaten und Angehörigen seiner eigenen Abteilung befreit und dann mit der Waffe in der Hand gegen SS-Verbände verteidigt hätte. Dabei wurde Gangl von einem Scharfschützen der SS erschossen.

Im Zentrum des Bandes steht die Chronik der von Gangl befehligten Werferbatterie LIII, von einem Unbekannten verfasst in Schüttelreimen und mit bunten Zeichnungen versehen. Es handelte sich um eine Einheit der ab 1942 aufgestellten Raketenartillerie, die von April 1942 bis zur Auflösung nach den intensiven Rückzugsgefechten im November 1943 als Komponente der Korpsartillerie des LIII. Armeekorps im Mittelabschnitt der Ostfront eingesetzt wurde. Die Werfer waren die deutsche Antwort auf die sowjetischen Raketenwerfer „Katjuscha“ oder „Stalinorgel“. Bei Dauerbelastung flog den Artilleristen freilich die neue Waffe gelegentlich selbst um die Ohren. Deren hohe Feuerkraft, große Flächenwirkung, aber geringe Reichweite erforderte taktisches Geschick und technisches Verständnis.

Die Chronik schildert das Leben, den Waffenstolz, das Kämpfen und Sterben der Soldaten. Unvermeidlich kommt auch etwas Landser-Romantik auf. Ein auf die Sechs zeigender Würfel bildete das Wappen der Batterie: man war ein zusammengewürfelter Haufen, der das Glück hatte (daher die Sechs), vom Batteriechef zu einer erfolgreichen Einheit ausgebildet und geformt zu werden. Für deren *tribal culture* (Neitzel) stand auch das eigens verfasste und komponierte Lied. Ruhephasen, Beförderungen, Ordensverleihungen, Ferntrauungen, der Geburtstag und die Beförderung Gangls mit anschließenden Feiern festigten die Primärgruppenkohäsion als wesentliches Element der Kampfkraft. Die gelegentlichen Besuche des Kommandierenden Generals zeigen, dass die vertikale Kohäsion ebenfalls funktionierte. Die ideologischen und politischen Ziele des Nationalsozialismus hatten offenbar so gut wie keine Bedeutung für den Alltag der Frontsoldaten (so auch Neitzel). Der „Iwan“ war der Gegner, aber zumindest in dieser Chronik kein Untermensch. Die Partisanenbekämpfung („Banditen“) wurde allerdings nur erwähnt, nicht im Detail geschildert. Der unvermeidliche Kameradentod wird mit verhaltenem Pathos als Soldatenschicksal bedauert und im Genuss der kleinen Freuden wie Essen, Trinken, die Natur und schönes Wetter verdrängt.

Gangl hat nicht ohne Grund rasch Karriere gemacht; auch nach heutigen Maßstäben und unter Berücksichtigung der Zeitumstände war er ein professioneller, verantwortungsbewusster und charismatischer militärischer Führer. Dieter Krüger

Walter WUTKE, Familie Eckstein. Lebensschicksale einer Musiker-Sinti-Familie aus Vöhringen und Rosenheim. Ein Erinnerungsbuch unter Mitarbeit von Erika TANNER. Weissenhorn: Anton H. Konrad 2018. 112 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-87437-588-7. € 14,95

Im Mittelpunkt des schmalen Bandes steht die weitverzweigte Sinti-Familie Eckstein, die ursprünglich am Nordrand des Odenwaldes beheimatet war. Die Ecksteins verdienten ihren Lebensunterhalt als Schauspieler und Musiker. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert gehörten zahlreiche Familienmitglieder der „Tanz- und Unterhaltungskapelle Eckstein“ an, die durch ganz Süddeutschland tourte. Besonders in der Weimarer Republik hatte die Combo, die bisweilen auch als „berühmte Zigeunerkapelle“ bezeichnet wurde, großen Erfolg und wurde bei ihren Auftritten in Ausflugslokalen, Kurhäusern, Hotels und Cafés bejubelt. Dennoch bewegte sich das Leben der Musiker zwischen der Anerkennung als Künstler und der Diskriminierung als „Zigeuner“.

In den 1920er und 1930er Jahren leitete der 1892 geborene Johannes Eckstein die Kapelle. Zusammen mit seiner Frau Friederike und den gemeinsamen dreizehn Kindern lebte er ab 1935 in Vöhringen in Bayern. Auch seine jüngeren Brüder Richard d. Ä. und Markus waren Mitglied der Kapelle, ebenso wie sein Sohn Richard d. J. Bis 1938 blieb das Leben der Familien von Johannes und Richard Eckstein relativ wenig behelligt, auch wenn infolge des „Erlasses zur Bekämpfung der Zigeunerplage“ vom Dezember 1938 und der Ausführungsanweisung vom März 1939 alle Sinti und Roma, die älter als sechs Jahre waren, erkennungsdienstlich begutachtet und dem Reichskriminalamt gemeldet wurden.

Spätestens ab 1939 wurden die meisten „Zigeunermusiker“ von der Reichsmusikkammer mit Auftrittsverbot belegt. Die Unterhaltungskapelle Eckstein war davon nicht betroffen; sie zählte zu den wenigen Ausnahmen, war allerdings verpflichtet, vor der Aufnahme eines neuen Engagements am jeweiligen Ort die polizeiliche Erlaubnis einzuholen. Noch im Frühsommer 1942 trat die Musikgruppe in Nürnberg, Ansbach und Crailsheim auf, bis es im Juni des Jahres in Bad Langensalza/Thüringen zu folgenschweren Zwischenfällen kam.